

Cindy Becker

# Die junge Sünderin

ROMAN



»Der erotische Roman«  
Band 74

© 2004

AMM

Amanda Media & Marketing AG, Zug/Schweiz

Vertrieb:

Edition Combes

im Verlag Frank de la Porte

Frankenstraße 17

D-96328 Küps

Tel. 0 92 64-9766

Fax 0 92 64-9776

[www.edition-combes.de](http://www.edition-combes.de)

ISBN 3-932416-42-2

Alle Rechte vorbehalten. Es ist verboten, dieses Werk im Ganzen oder auszugsweise nachzudrucken oder durch Bild, Funk, Fernsehen, Internet, Tonträger und EDV-Systeme zu verbreiten.

Zu widerhandlungen werden strafrechtlich verfolgt.

## I

Wenn ich heute zurückblicke, da ich nun einmal damit begonnen habe, meine Erinnerungen niederzuschreiben, wird mir bewußt, daß ich schon seit frühester Kindheit mit der käuflichen Liebe in Berührung gekommen bin, auch wenn ich damals, in meiner unbeschwerten Jungmädchenzeit, noch nicht wußte, was um mich herum vorging. Ich habe inzwischen die Schwelle meines dritten Lebensjahrzehnts überschritten, und ich fühle mich ausgebrannt und leer.

Aber halt! Ich muß die Gedanken, die auf mich einströmen, da ich rückblickend mein Leben betrachte, im Zaum halten und ordnen.

Ich lebte allein mit meiner Mutter und hatte meinen Vater nie zu Gesicht bekommen. Es lohne nicht, Gedanken an ihn zu verschwenden, meinte sie nur, wenn ich, was nicht allzu häufig geschah, auf die Idee kam, nach meinem Vater zu fragen. Er sei ein übler Mensch gewesen, der uns beide noch vor meiner Geburt verlassen hatte, und wahrscheinlich wisse er von mir, seiner Tochter Cindy, überhaupt nichts. Zudem sei er dem Alkohol verfallen gewesen, und wenn er getrunken hatte, neigte er zur Gewalttätigkeit. Wir beide sollten froh sein, von seiner Gegenwart erlöst zu sein. Das war alles, was ich von meiner Mutter zu diesem Thema in Erfahrung bringen konnte.

Wir lebten in einem Viertel, das nicht gerade zu den nobelsten der Stadt gehörte, aber auch weit genug von den grauen Vorstädten mit den Arbeitervierteln entfernt lag. Hinter der grauen Fassade des fünfstöckigen Bürgerhauses aus dem vorigen Jahrhundert herrschte der Mief selbstzufriedener Kleinbürger, die sich außer »Guten Morgen« und »Hallo, wie geht's?« nicht viel zu sagen hatten. Man kannte sich vielleicht mit dem Namen, aber mehr wußte niemand vom anderen. Nichts von dem, was in den eigenen vier Wänden geschah, drang nach außen, und niemand nahm Anteil am Leben der anderen. Unsere Wohnung, im dritten Stock gelegen, wies durchaus einen gewissen Luxus auf wie etwa dicke, teure Teppiche und schwere Vorhänge vor den Fenstern. Das Fenster meines Zimmers ging auf den tristen, grauen Hinterhof hinaus, der einen bedrückenden und verlassenem Eindruck auf mich machte. *Spielen verboten!* Ein Schild und ein strenger Hausmeister mit einem stets wachsamem Blick hielten die Kinder des Hauses und der Nachbarschaft davon ab, sich dort die Zeit zu vertreiben. Ich hatte es immer vorgezogen, vom Wohnzimmer aus, das meine Mutter gern Salon nannte, auf die belebte Straße zu blicken und den Fußgängern oder vorbeirauschenden Autos hinterherzusehen.

Ich liebte meine Mutter abgöttisch und war immer stolz auf sie gewesen. Sie war eine hübsche Frau, mittelgroß, schlank, sie hatte eine tolle Figur, um die sie sehr beneidet wurde. Ihre langen, dunkelblonden Haare färbte sie in späteren Jahren rot, was ihrem

Aussehen auch im dreißigsten Lebensjahr noch etwas Jugendliches verlieh.

Später hatte ich oft Gelegenheit, meine Mutter mit den Müttern von Klassenkameraden zu vergleichen. Gegen die anderen wirkte meine Mutter äußerlich wenig mütterlich, sie war eben eine lebenslustige Frau, die Wert auf ihr Aussehen legte und auch einiges dafür tat. Sie trug stets trendy Klamotten und konnte es sich dank ihrer hübschen Beine erlauben, in kürzesten Miniröcken auf die Straße zu gehen. Man hätte uns beide eher für Geschwister als für Mutter und Tochter halten können. Das wichtigste aber war, wir verstanden uns ausgezeichnet, sie war nicht nur meine Mutter, sondern gleichzeitig auch meine beste Freundin, mit der man jedes Geheimnis teilen konnte.

Einen Vater kannte ich, wie schon gesagt, nicht, dafür kamen zu uns viele unterschiedliche Männer zu Besuch, die ich meist Onkel nennen sollte oder durfte. Mutter sprach nicht viel über sie. Sie meinte nur, wenn ich mal zu neugierig wurde und mich absolut nicht mit ihren ausweichenden Antworten zufriedengeben mochte, es handele sich schlichtweg um gute Freunde. Daß eine hübsche Frau wie meine Mutter viele Freunde, viele gute Freunde hatte, verwunderte mich nicht. Sie waren auch alle sehr nett, streichelten mir über den Kopf, tätschelten meine Wangen, und alle brachten Süßigkeiten für mich mit. Als ich dann etwas größer geworden war, ließen die Süßigkeiten nach, dafür landete so mancher Shilling in meiner Sparbüchse. Darüber freute ich mich am meisten.

Wenn Mutter wieder mal einen ihrer Freunde mit nach Hause brachte, lief ich ihm mit meiner Sparsbüchse entgegen. Die Männer lächelten, zückten ihre Brieftaschen und warfen eine Münze in mein Sparschwein, das schnell schwerer wurde. Ich fühlte mich angesichts des prall gefüllten Porzellanschweins richtig reich.

Die Männer gingen dann mit meiner Mutter in ihr Zimmer. Sie hätten etwas zu bereden, erklärte Mutter jedesmal, wenn ich danach fragte, warum sie für sich sein wollten und mich allein ließen. Ob ich nicht hören dürfte, was sie zu besprechen hätten, wollte ich mehrmals wissen. Meine Mutter spielte die Sache dann immer herunter. Es wären geschäftliche Dinge, von denen ich nichts verstünde und die mich nur langweilen würden. Diese Geheimnistuerei weckte natürlich meine Neugier umso mehr. Ich schlich mich an die Tür zu Mutters Zimmer und versuchte, durch das Schlüsselloch zu spähen. Doch ich konnte nie etwas erkennen, da Mutter regelmäßig den Schlüssel stecken ließ. Ich konnte auch nichts hören, es drang kein Laut aus dem Zimmer nach außen.

Es konnte jedenfalls nichts Schlimmes sein, über das die Onkels mit meiner Mutter sprachen, so dachte ich damals, denn wenn sie das Zimmer wieder verließen, sahen sie alle sehr glücklich aus, strahlten übers ganze Gesicht und lachten erleichtert, als wäre ihnen eine große Sorge oder eine schwere Bürde genommen. Und ich strahlte mit ihnen vor Freude, daß meine Mutter so tolle, so nette Freunde hatte.

In späteren Jahren spielte das, was in meinem Zuhause vorging, sowieso keine so große Rolle mehr für mich. Ich hatte selbst eine Menge Freunde und Freundinnen, mit denen ich mir die Zeit vertrieb. Ich war in einem Alter, in dem man mehr vom Leben wußte – zumindest zu wissen glaubte – und schrieb das, was meine Mutter tat, dem zu, was man wechselnde Beziehungen nannte, was in unserem liberalen Zeitalter längst keine Besonderheit mehr war. Daß die Beziehungen meiner Mutter sehr schnell wechselten, konnte ich ihr nach den Erfahrungen, die sie mit dem Mann gemacht hatte, der mein Vater war, nicht verdenken. Außerdem war sie ja ausgesprochen hübsch, und hübsche Frauen wurden nun mal von Männern begehrt. Sollte sich meine Mutter lieber Zeit lassen bei der Wahl eines Partners, als daß ihr noch einmal ein so verhängnisvoller Fehler unterlief wie mit meinem Vater. Ich hätte jedem die Augen ausgekratzt, der es gewagt hätte, etwas Schlechtes über meine Mutter zu sagen. Ja, in diesem Punkt war ich als Teenager äußerst empfindlich.

Meine ersten eigenen Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht machte ich im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren, und die unterschieden sich kaum von denen anderer, die der Neugier erlagen, die die Geschlechtsreife zwangsläufig mit sich bringt.

Danny war ein aufgeweckter und neugieriger Junge in meinem Alter mit einem roten Haarschopf, der sich jedem Kamm zu widersetzen schien. Ich sei seine Freundin, behauptete er, obwohl ich mich nicht erin-

nern konnte, daß er mich je gefragt hatte, ob ich das überhaupt sein wollte. Außerdem erklärte er mich damals schon zu seiner zukünftigen Frau. Mit geschlossenen Augen und zusammengekniffenen Lippen gab er mir zu allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten einen Kuß und meinte altklug, daß sich das so gehöre. Ich mochte den quirligen Kerl jedenfalls gern, wir hatten viel Spaß zusammen und haben viel gelacht. An einem schönen Frühlingstag erklärte er mir dann mit toderner Miene, daß der Zeitpunkt gekommen wäre, uns alles zu zeigen.

Ich hatte nichts dagegen, war ja selbst sehr neugierig, das, wovon alle nur hinter vorgehaltener Hand sprachen, einmal richtig sehen zu können. Das Problem war nur, wo sollten wir es tun? Wir konnten uns schlecht auf der Straße oder auf dem Spielplatz ausziehen, und zu Hause ging es erst recht nicht. Danny schien sich deswegen schon Gedanken gemacht zu haben, denn er führte mich zielstrebig aus der Stadt hinaus in die Heide. Das Ufer des kleinen Fließchens, das sich durch die karge Landschaft schlängelte, säumte meterhohes, wild wucherndes Gebüsch, in dem man sich gut verstecken konnte.

Unbefangen zog ich mich aus, und Danny starrte mich mit großen, kugelrunden Augen an wie ein Weltwunder. Dabei, so wußte ich, hatte er mit seinen Freunden schon oft Bilder von nackten Frauen angesehen und dabei große Sprüche geklopft. Aber es war eben ein großer Unterschied, plötzlich einen richtigen nackten Körper leibhaftig vor sich zu haben. Dan-

nys Hände zitterten, als er mich das erste Mal berührte. Er tippte ganz zaghaft mit den Fingerspitzen auf die leichte Erhebung meiner sprießenden Brüste, stupste die Nippel an und strich flüchtig über meine Scham. Seine Fingerspitzen auf meiner nackten Haut riefen ein aufregendes Kribbeln in meinem Leib hervor, das ich als ausgesprochen schön empfand. Es weckte sogar so etwas wie Verlangen nach mehr in mir. Aber Danny berührte nur noch einmal kurz mein Schlitzchen, dann meinte er aufgeregt, wir sollten jetzt lieber gehen, er höre Schritte näherkommen. Schnell zog ich mich wieder an, wir schlüpfen aus unserem Versteck und machten uns mit den unschuldigsten Mienen der Welt auf den Rückweg in die Stadt.

Von diesem Zeitpunkt an wollte Danny immer nur Onkel Doktor mit mir spielen. Mit besonderer Sorgfalt widmete er sich bei seinen Untersuchungen meines Körpers dem Schlitzchen zwischen meinen Beinen. Ich sagte ihm kichernd, daß ich dort unten einen ganz schlimmen Juckkitzel verspüre. Daraufhin betrachtete er sich die Stelle sehr genau und meinte, sie sähe aus wie eine Pflaume. Ich sagte lachend zu ihm, er sei ein Dummkopf, das sei doch meine Pflaume. Er fummelte daran herum, ziemlich unbeholfen noch, kniete sich zwischen meine Beine, zog die Schamlippen weit auseinander und blickte staunend in den rosigen Schlund hinein, als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen. Dann steckte er einen Finger hinein und stellte erhöhte Temperatur fest.

Mir mißfiel es allerdings sehr, daß das Uns-alles-

Zeigen nur auf mich beschränkt blieb. Das, was ich so gern zu sehen wünschte, verbarg Danny beharrlich vor mir. Er hatte sich noch nicht einmal ausgezogen, während ich all die Tage splitternackt vor ihm im Gebüsch lag. Es bedurfte meiner ganzen Überredungskunst, bis ich ihn eines Tages endlich dazu brachte, wenigstens die Hose herunterzulassen, obwohl ich ihn viel lieber ebenfalls völlig nackt gesehen hätte. Nun endlich bekam ich sein Schwänzchen zu sehen. Es baumelte schlaff aus dem Schlitz seiner Boxershorts und sah bei weitem nicht so beeindruckend aus, wie ich mir das vorgestellt hatte. Neugierig, wie ich war, faßte ich es sofort an, spielte damit und zog es lang. Ich mußte kichern, aber es gefiel mir.

Da ließ uns ein lautstarkes Gezeter zusammenfahren. Jemand schimpfte uns große Ferkel, und wie wir es wagen könnten, solche Schweinereien zu machen. Von verdorbener Jugend war die Rede, und es fielen noch eine Menge Schimpfwörter. Ein älteres Ehepaar stand vor dem Gebüsch, die beiden waren ganz außer sich. Die Frau schwang wütend ihren Spazierstock, wobei ihr das abscheuliche Hütchen, das sie auf dem Kopf trug, zu Boden fiel. Notgedrungen mußte sie einen Moment ihr Geschrei unterbrechen, um sich nach dem guten Stück zu bücken.

Danny hatte blitzschnell seine Hose hochgezogen, ich klaubte meine Kleidungsstücke zusammen, dann rannten wir, so schnell wir konnten, davon. Ich noch immer splitternackt, meine Sachen ängstlich an die Brüste pressend, damit ja nichts verlorenging. Ihren

erhobenen Spazierstock abermals schwenkend, schrie uns die Frau geifernd Schimpfworte hinterher, daß sie die Polizei verständigen werde, damit solche mißratenen Kinder wie wir ins Erziehungsheim kommen und dergleichen Dinge mehr. Erst als das Geschrei hinter uns verstummt war, hielt ich an, um Luft zu holen und in meine Kleider zu steigen.

So ein Aufruhr wegen der harmlosen Spiele zweier neugieriger Kinder! Jedenfalls saß in uns beiden seit diesem Erlebnis die Angst tief, so daß wir es vorzogen, auf derart gewagte Spiele in Zukunft lieber zu verzichten. Nur manchmal erinnerten wir uns mit schamhaft geröteten Wangen daran.

Na ja, ganz konnten wir es doch nicht lassen, denn wenn ich, versteckt hinter einem Gebüsch, pinkeln ging, nutzte Danny die Gelegenheit, mir zu folgen und mir dabei zuzusehen. Ich tat es nicht anders, gesellte mich grinsend zu ihm, wenn er sich an einen Baum stellte, und sah zu, wie er seinen Pimmel aus der Hose holte und in hohem Bogen an den Baumstamm pißte.

Später habe ich erfahren, daß Danny mit eindeutigen und schmutzigen Worten vor seinen Freunden damit geprahlt hat, was er alles mit mir angestellt hätte. Diesen Vertrauensbruch habe ich ihm nie verzeihen.

In jener Zeit begann ich auch, mich mehr für meinen eigenen Körper zu interessieren. Ich wurde dabei sogar ein bißchen eitel. Wenn meine Mutter unterwegs war, schlich ich mich in ihr Zimmer, in dessen Mitte ein prächtiges, immer ordentlich gemachtes Bett stand. Daneben befand sich ein mannshoher,

schwenkbarer Spiegel mit einem vergoldeten Rahmen. Ich stand oft davor und betrachtete selbstverliebt mein Spiegelbild, freute mich über die runder werdenden Formen meines Pos und die schwellenden Brüste. Ich liebte es, vor dem Spiegel mein schulterlanges blondes Haar zu kämmen, und wenn ich in meinem Gesicht einen Pickel entdeckte, der das makellose Weiß meiner Haut verunzierte, hätte ich heulen können. Mit Freude betrachtete ich auch den hellblonden Flaum auf meinem Venushügel und wünschte mir sehnlichst, dort unten endlich einen richtigen Busch zu haben. Heute achte ich sorgfältig darauf, daß kein Härchen stehenbleibt, wenn ich mir die Mushi rasiere.

In dieser Zeit machte ich auch die ersten Erfahrungen mit der Selbstbefriedigung. Wenn nachts mein erhitzter Körper von diesem wahnsinnigen Kribbeln erfaßt wurde, stahlen sich meine Finger an meine Mushi. Ganz allein und völlig unbeobachtet im Dunkel der Nacht, fühlte ich mich sicher, um das Gefühl von heißer Lust genießen zu können, das in meinem Körper hochstieg. Dabei schwelgte ich in Phantasien, die mir so verdorben vorkamen, daß ich es nie gewagt hätte, sie jemandem zu erzählen. Regelmäßig kulminierten dann all diese Gefühle in einem Höhepunkt, daß ich glaubte, ich würde hoch in den Himmel katapultiert. Sanft trugen mich dann die federleichten Wolken wieder zurück in mein Bett, ich fühlte mich einfach herrlich wohl und erleichtert.